

## Startschuss für das Interreg-Projekt CaRe

Anfang Februar 2018 fiel an der UMIT der Startschuss für das Interreg-Projekt CaRe, bei dem sich Partner aus Tirol, Udine und Vicenza mit der Realisierung eines pflegerischen Care Management Modells beschäftigen, um die pflegerische Versorgungskontinuität von älteren Menschen sicherzustellen. Beim Kick-off besprachen die Partner die ersten Schritte.



Im Projekt soll ein grenzübergreifendes Care-Management-Modell unter Einbeziehung des Case Managements im Krankenhaus und in der Gemeinde entwickelt, zwölf Monate begleitet und hinsichtlich der Versorgungskontinuität in der Pflege und Betreuung von älteren Menschen nachhaltig evaluiert werden. Das Projekt mit zweieinhalb Jahren Laufzeit wird unter der Führung des UMIT-Instituts für Pflegewissenschaft in Imst oder Schwaz gemeinsam mit den Tiroler Partnern Gemnova, Hafelekar und Cemit, in Udine mit den Partnern UTI Mediodriuli, AAS3 und Informest sowie in Vicenza mit den Partnern IPAB und Studio Centro Veneto durchgeführt.

Als Ziel soll das Best-Practice-Modell für Care Management in Tirol in mehreren Regionen implementiert und im Sinne der Personalentwicklung ein grenzübergreifendes Ausbildungscurriculum für Care Manager und Care Managerinnen im tertiären Bereich konzipiert werden. Das Projekt wird durch den Europäischen Fonds für regionale Entwicklung und Interreg V-A Italien-Österreich 2014-2020 gefördert.



# Neue Fragen

In einem Verbundprojekt wurden in 58 Haushalten von älteren Menschen moderne Technik-Service-Anwendungen getestet. Die UMIT-Mitarbeiter Bernd Seeberger und Martin Pallauf evaluierten den Einsatz – mit überraschenden Ergebnissen.

Via Videotelefonie mit Verwandten in Australien Neuigkeiten austauschen, mit einem Knopfdruck sämtliche Lichter in der Wohnung ausschalten, das Rollo vom Fernsehstuhl aus bedienen und am Tablet sehen, wer draußen an der Tür geklingelt hat – die Technik macht's möglich, macht aus dem alten Zuhause ein neues Smart Home. Doch nicht nur Technikfreaks sollen von modernen Technologien im Haus profitieren, auch die ältere Generation soll ihren Nutzen haben. Rund um das Schlagwort Active Assisted Living (AAL) hat sich eine Reihe von Anwendungsmöglichkeiten entwickelt, die ältere Menschen in einem unabhängigen und sicheren Leben im gewohnten Wohnumfeld unterstützen sollen.

Doch welche technische Systeme und Anwendungen unterstützen ältere Menschen wirklich und welche werden von ihnen akzeptiert? Eine Frage, der in dem von der FFG geförderten, breit angelegten Testregionen-Projekt „West-AAL“ in Tirol und Vorarlberg nachgegangen wurde, evaluiert wurde der Einsatz von Smart Services in Smart Homes durch das UMIT-Institut für Gerontologie & Demografische Entwicklung.

„Die Vorgabe des Projekts war, am Markt erhältliche oder zumindest marktfähige Systeme zu testen“, berichtet UMIT-Mitarbeiter Martin Pallauf. 700 bis 800 Anbieter wurden europaweit angeschrieben, schlussendlich umfasst das West-AAL-Portfolio an die 80 Anwendungen und Services. Eine zeitauf-

wendige Angelegenheit sei das gewesen, erinnert sich Pallauf, „was auch den eigentlichen Projektstart etwas verzögert hat“. Eine weitere Vorgabe des auf drei Jahre anberaumten 3,5-Millionen-Euro-Projekts war ein reales Praxisumfeld, neben Forschungseinrichtungen (UMIT, Uni Innsbruck, FH Vorarlberg und AIT – Austrian Institute of Technology) und IT-Unternehmen waren auch mobile und soziale Dienstleister ins Projekt eingebunden. Diese stellten die freiwilligen Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer, mit denen die AAL-Services dauerhaft getestet werden sollten. „Schlussendlich waren es ältere Menschen in 58 betreuten Wohnungen“, weiß UMIT-Projektleiter Bernd Seeberger.

Pallauf befragte die großteils Über-75-jährigen, in welchen Bereichen sie Unterstützungsmöglichkeiten sehen würden, die Antworten ergaben Kategorien wie Kommunikation, Komfort, Sicherheit, Gesundheit, Mobilität etc. Die Test-Geräte wurden den Kategorien entsprechend gelistet und an die Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer verteilt. „Manche hatten nur ein System, andere wiederum sechs oder sieben Geräte“, berichtet Pallauf und verweist auf die dadurch bedingte Einzigartigkeit des Projekts: „Im Gegensatz zu vielen anderen stand die Individualität im Vordergrund.“

„Individuell“ war auch die Befragung, nach einem Eingangsfragebogen wurde alle acht Wochen eine neue Befragung durchgeführt, um zu sehen, wie sich die älteren Menschen emotional auf die AAL-Systeme



Der gelernte Altenpfleger Martin Pallauf studierte von 2005 bis 2009 an der evangelischen Fachhochschule Nürnberg Pflegemanagement mit Schwerpunkt Gerontologie, danach folgte das Doktoratsstudium Pflegewissenschaft an der UMIT, wo er seit 2009 als Universitätsassistent tätig ist.



”

Der AAL-Forschungs-  
gemeinschaft fehlt ab und  
zu der gerontologische Blick.  
Wir dürfen nicht davon  
ausgehen, was uns nützlich  
erscheint, sondern müssen  
darauf achten, was den  
älteren Menschen etwas  
bringt.“

Martin Pallauf

”

Schon während des Projekts sind zwei Aspekte zu Tage getreten, die für mich in dieser Form neu waren: Kommunikation ist wichtig, ebenso das Thema Sicherheit.“

Bernd Seeberger



eingestellt haben, welche Auswirkungen diese haben und wie oft sie zum Einsatz kommen, wobei Pallauf zugibt, „dass wir einzelne Geräte getrackt haben, um Unterschiede zwischen subjektivem Gebrauch und tatsächlichem Einsatz prüfen zu können“. Fünf Fragerunden mit jeder Testperson zu jeder AAL-Anwendung, ein enormer Datensatz, der noch durch Gruppengespräche im Rahmen von Erfahrungstagen ergänzt wurde.

„Schon während des Projekts“, sagt Seeberger, „sind zwei Aspekte zu Tage getreten, die für mich in dieser Form neu waren.“ Besonders von Interesse waren Anwendungen, die Kontakt ermöglichen, etwa ein Skype-App fürs Tablet oder eine Möglichkeit, dass Fotos der Enkel in eine Art Fotoalbum hochgeladen werden können. Seebergers Fazit: „Kommunikation ist wichtig.“ Der zweite Punkt betrifft auch nicht direkt das selbstständige Leben in den eigenen vier Wänden. „Bei älter werdenden Menschen ist das Thema Sicherheit wichtig, fast alle haben ein technisches System bekommen, um zu sehen, wer an der Wohnungstür läutet oder ob alle Türen und Fenster gut verschlossen sind.“ Auch habe sich gezeigt, ergänzt Pallauf, dass das Funktionieren der Systeme wichtig sei: „Sobald ein System nicht stabil arbeitet, geht die Motivation, es zu nutzen, verloren.“

Generell waren die UMIT-Forscher überrascht, mit welcher Bereitschaft die älteren Testpersonen sich mit modernen Technologien („Man darf nicht ver-

gessen, dass sie technisch mit Radio, Fernseher und eventuell Handy sozialisiert wurden.“) auseinandersetzen, stellten im Laufe des Projekts aber fest, dass „ohne Anstoß, sich damit zu beschäftigen, wenig oder nichts passiert“. Insofern war es im Projekt ein Vorteil, dass man mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Projektpartner – „Obwohl wir die anfangs auch erst von dem Projekt überzeugen mussten.“ – zusammenarbeiten konnte. Pallauf räumt daher ein: „Der AAL-Forschungsgemeinschaft fehlt ab und zu der gerontologische Blick. Wir dürfen nicht davon ausgehen, was uns nützlich erscheint, sondern müssen darauf achten, was den älteren Menschen etwas bringt.“

Und noch ein weiterer Aspekt ist für das UMIT-Forscherteam während der dreijährigen Projektlaufzeit in den Vordergrund gerückt. „Wir müssen uns die Frage stellen, wer die Geräte und Anwendungen nutzen und bezahlen wird“, gibt Seeberger zu bedenken. Für Einrichtungen wie z.B. Seniorenheime sind AAL-Anwendungen interessant, „um eine Vorreiterrolle einzunehmen und einen Mehrwert zu bieten“, bei den teilnehmenden Personen war die Bereitschaft aber gegeben, da die Smart Services während des Projekts kostenlos zur Verfügung standen. In der ersten Fragerunde hat man sich erkundigt, wie viel die Projektteilnehmerinnen und -teilnehmer aktuell für technische Geräte ausgeben und wieviel sie bereit wären, für neue auszugeben. Pallauf: „Hoch war der Betrag nicht.“



”

Bernd Seeberger studierte Sozialwissenschaften, Orientalistik und Gerontologie. 2004 erhielt er an der Universität Vechta die Venia legendi für Gerontologie, seit 2009 ist er Professor für Gerontologie an der UMIT. Neben seiner akademischen Ausbildung war Seeberger mehrere Jahre in der Altenhilfeplanung tätig.

# Evaluierungsvisite in Priština

Ihre internationale Vernetzung und Pädagogik-Expertise führte die Pflegewissenschaft der UMIT in den Kosovo, wo Christa Them und Eva Schulc für ein EU-Projekt zwei Masterstudiengänge im Gesundheitswesen evaluierten.

Der Kosovo ist das jüngste Land Europas. Sowohl als 47. Staatsgebiet des Kontinents als auch aufgrund seiner Bevölkerung – über die Hälfte der rund 1,8 Millionen Einwohner ist jünger als 25 Jahre. Der Kosovo zählt zu den ärmsten Ländern Europas. Das Geld ist knapp, die Arbeitslosigkeit hoch und zieht sich durch alle Berufsgruppen – auch in jene, die bei uns stark nachgefragt werden. „Im Kosovo gibt es viele diplomierte Pflegepersonen ohne Beschäftigung“, weiß Christa Them, Vorstand des UMIT-Departments Pflegewissenschaft und Gerontologie. „80 bis 90 Prozent der Pflege von Patienten werden in öffentlichen Krankenhäusern von Angehörigen durchgeführt“, fährt die Pflegewissenschaftlerin fort: „Vielfach übernimmt die Familie die Betreuung, kümmert sich um spezielles Essen, besorgt die Medikamente. Ausgebildetes Pflegepersonal findet nur wenige Jobs, da es einfach zu wenige Planstellen gibt“.

Die aktuelle Pflegeausbildung im Kosovo genießt durchwegs einen guten Ruf, sie findet an der Universität statt und schließt mit einem Bachelor in Nursing ab. Ein Umstand, auf den Petrit Beqiri, Geschäftsführer der Fachhochschule QEAP Heimerer in Priština, aufbauen wollte. „Seine Idee war, mit einem Master-Studiengang für Pflegemanagement und -pädagogik die Absolventinnen und Absolventen europaweit mobil zu machen“, erläutert Them. Umgesetzt wurde Beqiris Idee im EU-Projekt INSTEAP. Unter der Koordination

der FH Münster wurden mit der QUEAP Heimerer und den Universitäten Maribor und Priština zwei – von Pflege auf das Gesundheitswesen ausgeweitete – Master-Studiengänge implementiert. Die Aufgabe der UMIT im Projekt war deren Evaluierung im Jahr 2016. „Wir haben die Studierenden nach Stärken und Schwächen des Studiengangs sowie über ihre erwarteten beruflichen Perspektiven nach Beendigung der Masterprogramme befragt“, berichtet UMIT-Mitarbeiterin Eva Schulc, Key Researcher des Projekts. Zuerst mit digitalen, ins Kosovarische übersetzten Fragebögen, danach in auf Englisch geführten Interviews vor Ort. Wobei die englische Sprache ein grundlegendes Thema in beiden Studiengängen darstellte. „Eine Vielzahl an Lehrveranstaltungen wurde in Englisch angeboten, was eine fachlich inhaltliche Herausforderung für so manche/n Studierende/n im Rahmen des Studiums darstellte. Für einige eine zu große, so mancher musste das Studium abbrechen, so mancher konnte nicht in der Regelstudienzeit abschließen“, sagt Schulc. Als sehr positiv werteten die befragten Studierenden die Konfrontation mit wissenschaftlichem Arbeiten und internationalen Forschungsergebnissen. Auch zeigten sich die Studierenden, so Them, „sehr motiviert“. „Alle erwarten sich bessere Berufsaussichten und dementsprechende Arbeitsplätze“, resümiert Schulc. Eine Erwartungshaltung, die Them kennt: „Ähnlich war es zu Beginn der akademischen Pflegeausbildung in Österreich und ist es auch heute noch.“

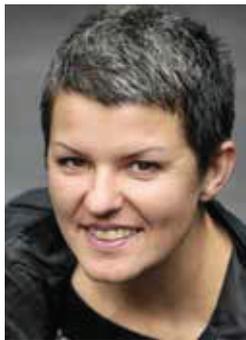


”

In Priština und im gesamten Kosovo werden 80 bis 90 Prozent der Pflege von Patientinnen und Patienten in öffentlichen Krankenhäusern von Angehörigen durchgeführt.“ Christa Them

# Leben mit dem Sterben

Der Alltag und die Bedürfnisse von Angehörigen, die todkranke Menschen zu Hause pflegen, stehen im Fokus der Forschungsarbeit von Christiane Kreyer. Die Praxispartner dafür hat sie in Nordrhein-Westfalen gefunden.



”

Die Pflegewissenschaftlerin Christiane Kreyer arbeitete neben ihrem Studium der Pädagogik an der Universität Innsbruck als Krankenpflegerin und Streetworkerin, danach lehrte sie am Ausbildungszentrum West für Gesundheitsberufe. 2009 wurde sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am UMIT-Department für Pflegewissenschaft und Gerontologie. Seit ihrer Promotion in Pflegewissenschaft ist sie am Department als Universitätsassistentin tätig.

Es ist die Ungewissheit, welche die Betroffenen am meisten beschäftigt, die Frage nach dem, was sie noch erwarten wird. „Auch während der Arbeit zu meiner Dissertation habe ich das festgestellt“, sagt Christiane Kreyer. „Das Sterben zu Hause bewältigen“ lautete der Titel des vom Tiroler Wissenschaftsfonds geförderten Forschungsprojekts, Kreyer rückte dabei die Angehörigen in den Fokus ihrer Arbeit. Obwohl in der Definition der WHO über Palliative Care die Angehörigen als Zielgruppe verankert sind, weiß man, so Kreyer, relativ wenig, wie es den Angehörigen geht. „Es gibt Untersuchungen über die körperlichen, psychischen, finanziellen und sozialen Belastungen“, räumt die Pflegewissenschaftlerin ein, über den konkreten Alltag von Menschen, die Angehörige mit einer nicht mehr zu heilenden Erkrankung bis zu deren Tod betreuen, „wissen wir wenig, es gibt auch kaum Konzepte für ihre Unterstützung“. Kein Wunder also, dass Kreyer einem „Werkzeug“, auf das sie während ihrer Doktorarbeit stieß, großes Interesse entgegen brachte.

„In England wurde CSNAT entwickelt, um gezielt auf die Bedürfnisse von Angehörigen eingehen zu können“, erzählt Kreyer. Hinter der sperrigen Abkürzung verbirgt sich das Carer Support Needs Assessment Tool, „eingedeutscht“ wurde es mit „KOMMA – Kommunikation mit Angehörigen“ weniger zungenbrechend. Das Tool wurde von einer Arbeitsgruppe um Gunn Grande von der University of Manchester und Gail Ewing, University of Cambridge, erarbeitet. Pflegewissenschaftlerinnen führten dazu ausführliche Interviews über die Bedürfnisse von Angehörigen und versuchten zu eruieren, in welchen Bereichen am meisten Unterstützung benötigt wird. „Das Ergebnis lässt sich in 14 Themenbereichen zusammenfassen, zu denen jeweils eine Frage ausformuliert wurde“, berichtet Kreyer. Dieser einfache Fragebogen dient als Selbst-

einschätzungsinstrument und soll Angehörige ermutigen, über die persönliche Situation nachzudenken, sich zu überlegen, wo der Schuh drückt.

„Es hat sich gezeigt, dass die meisten Betroffenen wissen wollen, was auf sie zukommt“, nennt Kreyer ein Ergebnis aus England. Angehörige haben im Gegensatz zu Professionisten wenig Erfahrung mit dem Sterbeprozess. Kreyer: „Auch bei den Interviews für meine Dissertation habe ich diese Unsicherheit kennengelernt. Die letzte Lebenszeit ist eine sehr instabile, es können sich von einem auf den andern Tag Veränderungen ergeben. Und damit umzugehen, ist schwer.“ Die Beschäftigung mit dem Fragebogen, ist Kreyer überzeugt, kann den Angehörigen helfen, da er signalisiert „dass sich auch jemand für mich und nicht ausschließlich für den Erkrankten interessiert.“ Insofern verwundert auch die Frage nicht, mit der sich die Betroffenen am zweithäufigsten befassen: Bleibt auch noch Zeit für mich selbst?

Der ausgefüllte Fragebogen dient im anschließenden Gespräch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern von Hospiz- und Palliativeinrichtungen als Grundlage, um die wichtigsten Anliegen zu besprechen und gemeinsam Lösungen zu finden. Alles Punkte, die Christiane Kreyer überzeugten und in ihr reifte die Idee, CSNAT als KOMMA auch für den deutschsprachigen Raum zugänglich zu machen. Die UMIT-Mitarbeiterin begab sich auf die Suche nach einem Projekt-Förderer – und wurde in Nordrhein-Westfalen fündig.

„Die Stiftung Wohlfahrtspflege Nordrhein-Westfalen hat ein eigenes Programm für Pflegeprojekte mit dem Ziel, dass sich die Pflegepraxis in Nordrhein-Westfalen verändert“, weiß Kreyer. Voraussetzung: Der Wissenschafts- oder Praxispartner muss aus dem deutschen Land kommen. Mit der Hospizbe-



”

Über den konkreten Alltag von Menschen, die Angehörige mit einer nicht mehr zu heilenden Erkrankung bis zu deren Tod betreuen, „wissen wir wenig, es gibt auch kaum Konzepte für ihre Unterstützung.“

Christiane Kreyer

wegung Düren-Jülich fand sich ein Projektträger, zudem drei weitere Hospiz- und Palliativdienste aus Nordrhein-Westfalen und mit ÖPIA, der Österreichischen Plattform für Interdisziplinäre Altersfragen, ein zusätzlicher wissenschaftlicher Partner für das Projekt. Auf drei Jahre ist „KOMMA – Kommunikation mit Angehörigen“ anberaumt, gestartet wurde im Frühjahr 2016 mit der Übersetzung der 14 Fragen – was einfach klingt, bedeutete aber einen erheblichen Aufwand. Nach Übersetzung, Rückübersetzung und Überprüfung ging es mit dem KOMMA-Fragebogen ins Feld. „Den Praxistest an den vier Institutionen hat er erfolgreich bestanden“, freut sich Kreyer. Die Angehörigen empfinden es als hilfreich und wichtig, dass sie nach ihren Bedürfnissen befragt werden, positive Rückmeldungen gab es auch von den in den ersten Testeinsatz eingebundenen Pflegepersonen und Hospizkoordinatorinnen.

Nach dem erfolgreichen Test geht es nun darum, den KOMMA-Bogen im Alltagsbetrieb der beteiligten Dienste zu verankern. Das heißt, dass die tägliche Praxis soweit verändert wird, dass KOMMA in Zukunft in allen begleiteten Familien zum Einsatz kommt und eine gezielte Unterstützung der Angehörigen zur Routine wird. Einfach sei das nicht, da Pflegekräfte

und Hospizkoordinatorinnen dafür gewohnte Routinen verändern müssen. Auch heißt es, betriebliche Strukturen anzupassen. „In Pflege- oder Betreuungsdokumentation etwa kommen die Bedürfnisse von Angehörigen zurzeit nicht ausreichend vor“, sagt Kreyer. Zudem wirkt sich ein veränderter Umgang mit Angehörigen auch auf die Zusammenarbeit mit anderen Beteiligten, wie ehrenamtliche Hospizbegleiter, Hausärzte, die Hauskrankenpflege oder den Sozialsprengel aus. Im Mittelpunkt der Forschung steht nun der Veränderungsprozess selbst, da Neuerungen erfahrungsgemäß schwierig umzusetzen sind: Was braucht es in einem Dienst, der Angehörige gezielt mit dem KOMMA-Ansatz unterstützen möchte? Wie können die Mitarbeiterinnen und das Umfeld darauf vorbereitet werden? Was könnten Stolpersteine dafür sein, was ist hilfreich?

Fragen, die auch auf der abschließenden Fachtagung des bis Februar 2019 laufenden Projekts diskutiert werden sollen. Bis dahin wollen Christiane Kreyer und ihre Partner auch formale Fragen – wer bekommt wo den KOMMA-Fragebogen, welche Schulungen braucht es – geklärt wissen, denn interessierte Institutionen haben sich schon bei ihr gemeldet. Auch aus Österreich.

## Vortragsreihe „Pflege im Diskurs“

„Pflege Im Diskurs“ nennt sich eine Veranstaltungsreihe des UMIT-Departments für Pflegewissenschaft und Gerontologie. Im November 2017 stellte die ehrenamtliche Vorsitzende der Tiroler Hospizgemeinschaft Elisabeth Zanon unter dem Titel „Aktuelle Herausforderungen in der Palliativ- und Hospizarbeit – 25 Jahre Hospizgemeinschaft. Für ein gutes Leben bis zuletzt“ die Eckpfeiler des Hospizgedankens vor und berichtete über die aktuellen Herausforderungen der Palliativ- und Hospizarbeit, welche die demografische Entwicklung und die Veränderungen im Gesundheitswesen mit sich bringen. Die Tiroler Hospizgemeinschaft wurde vor 25 Jahren gegründet mit dem Ziel, dass „das Sterben wieder ein Teil des Lebens werden kann.“ Zudem will man schwer kranken und sterbenden Menschen medizinisch, pflegerisch, sozial und menschlich beistehen und ihnen eine würdevolle und menschliche letzte Lebensphase ermöglichen. Elisabeth Zanon ist Fachärztin für plastische und Wiederherstellungsmedizin. Von 1994 bis 2008 war sie Landesrätin und Landeshauptmann-Stellvertreterin in der Tiroler Landesregierung. Als Gesundheitslandesrätin war sie an der Gründung der UMIT im Jahr 2002 beteiligt.



## Seidl-Preis

Zum siebten Mal wurde der Elisabeth-Seidl-Preis zur Würdigung wissenschaftlicher Abschlussarbeiten in der Pflege vergeben – und auch diesmal waren UMIT-Absolvent/inn/en unter den Sieger/inn/en. Maria Katharina Job, Absolventin des Kombistudiums Pflege bei den Barmherzigen Brüdern Wien, wurde mit dem 1. Platz für ihre Bachelorarbeit „A Family’s Nightmare – Parental experiences on end-of-life care and the influence of childhood cancer death on parents and siblings – A narrative review“ (Betreuerin Petra Schumacher) ausgezeichnet. Der dritte Platz in der Kategorie Bachelorarbeit ging an Florian Wostry, Absolvent des Kombistudiums Pflege beim Kooperationspartner Psychiatrische Gesundheits- und Krankenpflegeschule Rankweil, der sich mit dem „Erleben von Fixierung und Isolierung in der Akutpsychiatrie aus Sicht der Patienten“ (Betreuerin: Karoline Schermann) beschäftigt hat.

## Internationale Vernetzung & Kooperation



Einen dreimonatigen Forschungsaufenthalt verbrachte Gerhard Müller vom Institut für Pflegewissenschaft in Kanada. Nach seinen Aufenthalten in Deutschland und der Tschechischen Republik nutzte er auch die Zeit am Centre d’excellence sur le vieillissement de Québec (Center of Excellence on Aging in Québec) sowie an der University Laval (Faculty of Nursing) zum wissenschaftlichen Netzwerken mit Forscherinnen und Forschern in der Gesundheits- und Pflegewissenschaft. Beson-

deres Augenmerk legte Müller dabei auf die Weiterentwicklung seiner Arbeitsschwerpunkte, wie die Entwicklung und Evaluierung von pflegerischen Instrumenten. Hierzu konnten internationale Kooperationen zwischen den Experten sichergestellt werden, um zwei in Kanada entwickelte Skalen auf ihre psychometrischen Eigenschaften im deutschsprachigen Raum zu testen.

## Aktive Kongressteilnahme

Ganz nah an der Wissenschaft waren Studierende des „Kombistudiums Pflege“ der UMIT beim Pflegekongress17 in Wien. Zum Kongressthema „Selbst: Bewusste Pflege“ referierten Expert/inn/en über Themen wie Integration von Geflüchteten in Pflegeberufe, Robotik in der Pflege oder Strategien gegen den Fachkräftemangel in der Pflege. Darüber hinaus waren UMIT-Mitarbeiter/inn/en mit Postern und Vorträgen vertreten. Jutta Wetzlmair und Alfred Steiner referierten über „Der Weg zur RADAR-A: Übersetzung und erste Ergebnisse zur Validität der österreichischen Delir-Screening-Skala“ und präsentierten mit Pia Lohr und Gerhard Müller dazu auch ein wissenschaftliches Poster. Jan Kellerer stellte den Nutzen von Musik als Intervention zur Reduktion von Angst und Schmerz bei Dickdarmspiegelungen vor.

## Pflegewissenschaftspreis

Bereits zum zweiten Mal zeichnete die Österreichische Gesellschaft für Pneumologie (ÖGP) herausragende wissenschaftliche Arbeiten aus, die sich mit pflege- und patientenrelevanten Themen der Lungenheilkunde beschäftigen, unter den Preisträger/inn/en für die besten Bachelor- und Masterarbeiten waren auch 2017 wieder UMIT-Absolventinnen. Der erste Platz des ÖGP-Pflegewissenschaftspreises 2017 ging an Christina Bürkle, die sich im Rahmen ihrer Masterarbeit in Pflegewissenschaft (Betreuerin: Christa Them) mit dem „Alltagserleben von COPD-Patient/inn/en mit neu verordnetem Heimsauerstoff“ beschäftigt hat. Mit dem dritten Platz wurde UMIT-Absolventin Barbara Rovara prämiert. Sie erhielt die Auszeichnung für ihre Bachelorarbeit zum Thema „Physische Rehabilitation bei Patienten mit chronisch obstruktiver Lungenerkrankung (COPD) am Beispiel Kraft- und Ausdauertraining“.